

Der, der barmherzig zu ihm war

Vom Umgang mit der Menschlichkeit in der Geistlichen Begleitung¹

Reinhold Bärenz, Bamberg

Im Gefängnis zum Vater geworden

Der Philemonbrief stammt, wie die Exegese einhellig bestätigt, mit Sicherheit von Paulus. Er ist also echt. Der Apostel bittet darin seinen Schüler Philemon, sich um Onesimus, dem er im Gefängnis zum Vater geworden ist, anzunehmen wie um sein „eigenes Herz“ (Phlm 10ff.). Für mich ist die Beauftragung Philemons durch Paulus identisch mit dem Auftrag meines Bischofs, mich als Seelsorger um die Priester unserer Diözese anzunehmen: Wie um sein „eigenes Herz“. Im Gefängnis, von dem der Apostel spricht, sehe ich auch mehr als den Entzug von äußerer Freiheit und äußerer Habe. Das Gefängnis, in dem Paulus für Onesimus zum Vater geworden ist, ist für mich die dunkle Seite unserer geistlichen Berufung und unseres geistlichen Berufs. Es ist die Einschränkung, mit der jeder Geistliche vom Anfang seines Lebens an zu leben und umzugehen hat. Es ist vor allem die Einschränkung, die uns für sich gar nicht so bewußt, und somit dunkel, gefangennehmend, und beängstigend ist. Obwohl wir so wenig von ihr wissen, wirkt sie sich auf verschiedene Weise auf uns aus: auf unser körperliches, seelisches und geistiges Wohlbefinden, auf den Inhalt und den Stil unserer seelsorglichen Arbeit, auf unsere Begegnungsfähigkeit mit anderen Menschen, auf die Art und Weise, wie wir mit unserem Leben umgehen, wie wir Fragen klären und wie wir Schwierigkeiten, unsere eigenen wie die unserer Gemeinde oder unserer Gemeinschaft, lösen.

¹ Diese Gedanken habe ich erstmals auf einem Seminar der Katholischen Sozialethischen Arbeitsstelle, Hamm, im November 1989 in Münster vorgetragen. Es trug den Titel: „Du selbst mein Gott, machst mir das Dunkel hell (Ps 18, 29). – Psychische Erkrankungen in Klerus und Orden: Depression und Depressivität.“ Es war Bestandteil eines umfassenderen Seminars mit dem Thema: „Besondere Lebenskrisen, Gefährdungen und Erkrankungen im geistlichen Beruf“. Zielgruppe der Seminare waren Personalverantwortliche in Klerus und Orden, also Personalreferenten der Diözesen, Ordensobere bzw. -oberinnen, Priester- und Ordenseelsorger. Ist es nicht bezeichnend, daß dieses Teilsminar die weitaus höchste Besucherzahl aufwies? Es mußte im Februar 1990 in Regensburg wiederholt werden. Eine weitere Wiederholung ist vorgesehen. Vgl. auch P. LIPPERT, „Zur gegenwärtigen Weise der ‚Konfliktbewältigung‘ in der Kirche.“ in: Ordenskorrespondenz 31 (1990) 26–34, wo der Autor auf meine Referate in Münster in einem anderen inhaltlichen Zusammenhang Bezug nimmt. – Ich danke an dieser Stelle auch Diakon Josef Weis, Bamberg, und Kaplan Wunnibald Forster, Rothenburg o. d. T., für ihre kritische und technische Mithilfe bei der Entstehung dieses Beitrags.

Wenn die Rede von Geistlichen ist, so ist nicht nur der Priester oder Diakon, sondern jeder bzw. jede gemeint, die sich einmal entschieden haben, ihr Leben Gott und dem Nächsten „berufsmäßig“ zu „weihen“. Es sind natürlich auch diejenigen angesprochen, die sich mit dem Gedanken tragen, einmal so einen Entschluß zu fassen. Das Gefängnis, in dem Paulus für Onesimus zum Vater geworden ist, drückt zudem gut aus, worum es in der Geistlichen Begleitung geht: Daß man sein Gefangensein erkennt, und daß man sich traut, seinem Drang nach innerer Freiheit, also aus der Gefangenschaft hinaus, zu folgen. Die Begleitung will Hilfe auf dem Weg zur Freiheit sein. Spiritualität ist so gesund, wie sie mich innerlich frei macht, und sie ist so krank, wie sie mich in meinem Gefangensein beläßt oder gar darin bestärkt. Auf den Geistlichen Begleiter angewandt, bedeutet es: Er ist so gesund, wie ihm die innere Freiheit des Begleiteten am Herzen liegt, und er ist so krank, wie er ihn in „seiner“ Abhängigkeit hält. Dabei kann sich „seiner“ sowohl auf den Begleiteten als auch auf den Begleiter beziehen.

Nach Johannes vom Kreuz bin ich, wenn ich zu meiner Freiheit unterwegs bin, unterwegs zu Gott, und wenn ich unterwegs zu Gott bin, bin ich unterwegs zu meiner Freiheit, „zur Freiheit des Geistes, die in der Vereinigung mit Gott gegeben ist“.²

Jesus lehrte grundsätzlich im Gleichnis

Ich wundere mich manchmal, wenn man heute über den Geistlichen Beruf spricht bzw. schreibt, daß man dabei so viele begriffliche Anleihen bei den „nichttheologischen“ Wissenschaften machen muß. Kann man es überhaupt besser und auch schöner sagen, als es die Bibel tut? Im Lukasevangelium, so heißt es, kam ein Gesetzeslehrer zu Jesus und fragte ihn: „Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“ Jesus fragt zurück: „Was steht im Gesetz? Was liest du dort?“ Darauf antwortet ihm der Mann, fährt das Evangelium fort: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken, und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst.“ Und Jesus bekräftigt noch einmal: „Wenn du so handelst, wirst du leben“ (Lk 10, 25 ff.). Als sich das Gespräch schließlich auf die Frage zuspitzt: „Wer ist mein Nächster?“, antwortet ihm Jesus darauf mit der Erzählung vom barmherzigen Samariter: Ein Priester und ein Levit gingen an einem Hilfsbedürftigen vorbei, nur der Samariter nahm sich um ihn an: „Als er ihn sah, hatte er Mitleid, ging zu ihm hin, goß Öl und Wein auf seine Wunden und verband sie. Dann hob er ihn auf sein Reittier, brachte ihn zu einer Herberge und sorgte für ihn. Am anderen Morgen holte er zwei Denare hervor, gab sie dem Wirt und sagte: Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ Darauf fragt Jesus seinen Gesprächspartner: „Was meinst du: Wer

² Vgl. JOHANNES VOM KREUZ, *Der Aufstieg zum Berg Karmel*, 2. Buch, Kap. 19. 8.

von diesen Dreien hat sich als der Nächste dessen erwiesen, der von den Räubern überfallen wurde?“ Er gab Jesus zur Antwort: „Der, der barmherzig zu ihm war“ (Lk 10, 29 ff.). Wir fragen uns: Wer war das, der da barmherzig war? Der, der mehr Mitleid mit dem verwundeten Überfallenen am Weg hatte, als die beiden anderen, die an ihm vorübergegangen waren: der Priester und der Levit? Wer war das, der so mit Barmherzigkeit begabt war? Was war das für ein Mensch? Was hat es mit seiner Menschlichkeit auf sich? Wie sieht sie menschlich aus? Wo kommt sein Helferwille her? Wie sieht also die Natur des Barmherzigen aus? Wie ist sie strukturiert? Mit anderen Worten: Wir tun es den Begleitern Jesu nach, die ihn, als er mit ihnen und den Zwölf allein war, nach dem Sinn seines Gleichnisses fragten (Mk 4, 10).

Da sind viele Umstände zusammengekommen

Lk 10, 25 ff. hat uns gezeigt: Gottes- und Nächstenliebe sind so etwas wie zwei Pfeiler, die die Brücke eines Geistlichen Berufes tragen. Eine Brücke ohne diese Pfeiler wäre keine Brücke und könnte keine Brücke sein. Und trotzdem sind die beiden Pfeiler nicht das Ganze. Der Weg der Brücke, der über einen Fluß oder über ein Tal verläuft, sind Umstände, wie sie im Leben eines jeden Einzelnen zusammenkommen. Die beiden Pfeiler stehen für die „religiöse Veranlagung“ eines jeden Geistlichen. Ich habe aufgrund meiner Tätigkeit die Vermutung, daß sie in der Tat bei Geistlichen im Vergleich zu anderen Berufsgruppen überdurchschnittlich groß ist. Es muß ja wohl auch so sein: Wie anders könnte ansonsten jemand sein ganzes Leben sich von Berufs wegen mit Religion „beschäftigen“? In vielen Gesprächen in der Geistlichen Begleitung wurde mir oft ausdrücklich auch dieses religiöse Fundament genannt.

Ein älterer Priester sagte einmal zu mir: „Wissen Sie: meine Berufung habe ich seit meinem Weißen Sonntag. Von diesem Zeitpunkt an habe ich gespürt: Ich werde Priester. Daß ich es dann wirklich wurde, dazu hat es viele Umstände gebraucht. Da sind viele Umstände zusammengekommen. Ich war schon immer ein Mensch, der gerne anderen helfen wollte. Aber das hätte ich ja vielleicht auch in einem anderen Beruf gekonnt. Daß ich schließlich wirklich ins Priesterseminar gegangen bin, daran war wahrscheinlich auch die Not damals nach dem Krieg mit schuld. Nach der Unruhe, der Ungeborgenheit und der Entbehrung in der Gefangenschaft war das Seminar für mich wieder ein Zuhause: Man hatte ein Dach über dem Kopf. Ein Bett für die Nacht. Man bekam garantiert etwas zu essen. Kurz: Man war einfach versorgt.“ Gottes- und Nächstenliebe sind die Grundlage, auf dem ein Geistlicher Beruf steht. Warum sich jemand für ihn entscheidet – ob als Priester oder als Ordensschant ist hier gleichgültig – ist, daß er in seinem Herzen eine besondere Sehnsucht nach Gott verspürt. Die für jeden Menschen festgestellte Wahrheit Augustinus’: „Unruhig ist unser Herz, bis es ruht in dir, o Gott,“ findet sich nach meiner Erfahrung im Menschen, der sich für einen Geistlichen Beruf entscheidet, überdurchschnittlich und besonders ausgeprägt. Genauso wahr

ist aber auch, daß bei der Entscheidung, Geistlicher zu werden, in Wirklichkeit viele Umstände zusammenkommen, daß viele Motivationen eine Rolle spielen, wie wir am Beispiel des älteren Priesters sehen konnten. Die Kirche als mächtiges, soziales Versorgungsinstitut kann bei einzelnen starke Versicherungs-, Absicherungs- und Sicherheitswünsche überhaupt und in jeder Form erfüllen. Der Ausspruch, daß es keinen Pfarrer gebe, der verhungert sei, belegt das Vertrauen in die Kirche, was die materielle Sicherheit betrifft. Noch tiefer, innerlich und emotional, kommt dem Sicherheitsbedürfnis des Menschen das Ritual der Liturgie entgegen.

Hilfe von der Psychologie

Wir fragen uns, woher es kommt, daß sich in manchen Menschen die Sehnsucht nach Gott verbunden mit dem Willen anderen zu helfen, ausgeprägter findet als bei anderen. Eine Antwort erhält man, wenn man sich einmal an die Psychologie heranwagt. Psychologische Erkenntnisse wandeln sich ja bekanntlich rasch. Es gibt aber Erkenntnisse, die auch unabhängig von der wissenschaftlichen Mode Bestand haben, weil sie vor allem in der allgemeinen menschlichen Erfahrung wurzeln. Der bekannte Psychologe Fritz Riemann hat in seinem erstmals 1961 erschienenen Buch „Grundformen der Angst“ solche Erkenntnisse zusammengefaßt. Er beschreibt darin vier Persönlichkeitsstrukturen, die er „zwanghaft“, „hysterisch“, „schizoid“ und „depressiv“ nennt. Auch im von V. E. Frankl, V. E. von Gebattel und J. H. Schultz zwei Jahre früher herausgegebenen Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie findet sich eine ähnliche Einteilung, Bezeichnung und Beschreibung.³ Beiden, Fritz Riemann wie dem Handbuch, geht es dabei hauptsächlich um Krankheiten und Fehlhaltungen. Dieser Umstand ist zunächst für unseren Zusammenhang belastend. Die Bezeichnungen rufen in uns Abwehr und Angst hervor. Aber wenn es uns gelänge, einmal vom Krankhaften, vom Extremen, dieser Bezeichnungen abzusehen, und uns mehr dem Inhalt der einzelnen Strukturen zuzuwenden, kämen wir ein großes Stück weiter. Zur Unterstützung habe ich nach Namen gesucht, die unserer „normalen“ Alltagswelt und Alltagssprache entnommen sind. Sie machen es einem jeden von uns leichter, uns mit ihnen zu identifizieren. Es wäre verkehrt, wenn man glauben würde, daß jeder Mensch in eine dieser Strukturen hineinzupassen hätte. Jede dieser Strukturen gibt es nicht in Reinkultur, sondern nur mehr oder weniger vermischt. Jeder Mensch ist einzigartig in seinem Wesen und in seiner Geschichte.

3 Vgl. Fritz RIEMANN, *Grundformen der Angst*. Eine tiefenpsychologische Studie. München – Basel 1990; vgl. auch *Das Handbuch der Neurosenlehre und Psychotherapie* (hrsg. von V. E. FRANKL, V. E. v. GEBATTEL, J. H. SCHULTZ), 2. Band, München – Berlin 1959, 92–312, wo im Zusammenhang mit den Grundformen der Neurose eine ähnliche Einteilung und Beschreibung vorliegt.

1. Der „Verbissene“

In dieser Struktur sind Pflicht und Schuldigkeit stark ausgeprägt. Der „Verbissene“ ist leistungsausgerichtet, ehrgeizig und sehr strebsam. Er verlangt stets von sich nur Spitzenleistungen. Er fordert von sich viel und wird deshalb von anderen sehr geachtet. Er ist bei seinen Vorgesetzten sehr geschätzt, weil er verlässlich und korrekt ist. Im Umgang mit anderen ist er eher unbeholfen und zaghaft. Er läßt sich auf kein Beziehungsabenteuer ein. Er hat Angst davor, daß er abgelehnt und zurückgewiesen werden könnte. Er kann andere zur Bestätigung seiner selbst auch demütigen. Er kann zynisch und ironisch sein. In allem, was er tut, empfindet er ein Muß. Er erlaubt sich keinen Urlaub. Alles ist für ihn nur Dienst. Er ist immer im „Geschäft“. Papst Eugen III. war offenbar in dieser Struktur daheim. In seiner Abhandlung „Über das Nachdenken“ schreibt ihm Bernhard von Clairvaux: „Wo soll ich anfangen? Am besten bei Deinen zahlreichen Beschäftigungen, denn ihretwegen habe ich am meisten Mitleid mit Dir. Ich kann allerdings nur Mitleid mit Dir haben, wenn Du selbst Leid empfindest. Aus diesem, ebendiesem Grund lebe ich in ständiger Sorge um Dich. Ich fürchte, Du hast kein Heilmittel und könntest den Schmerz nicht aushalten und Dich deshalb verzweifelt in eine Gefahr stürzen, der kaum mehr zu entkommen wäre. Ich fürchte, sage ich, daß Du, eingekeilt in Deine zahlreichen Beschäftigungen, keinen Ausweg mehr siehst und deshalb Deine Stirn verhärtest; daß Du Dich nach und nach des Gespürs für einen durchaus triftigen und heilsamen Schmerz entledigst. Es ist viel klüger, Du entziehst Dich von Zeit zu Zeit Deinen Beschäftigungen, als daß sie Dich ziehen und Dich nach und nach an einen Punkt führen, an dem Du nicht landen willst. Du fragst, an welchen Punkt? An den Punkt, wo das Herz hart wird. Frage nicht weiter, was damit gemeint sei; wenn Du jetzt nicht erschrickst, ist Dein Herz schon so weit.“⁴

Die Ursache dieser Struktur liegt in der Kindheit des „Verbissenen“. Er ist von Anfang an bestimmt, ein Musterkind und der Stolz seiner Eltern zu sein. Er durfte wenig Kind sein und wurde schon früh angeleitet, daß man alles tun muß, was „die Großen“ sagen. So ist er zeitlebens darauf angewiesen, sich seine Berechtigung zum Leben zu verdienen. Er ist zwar äußerlich erfolgreich, anerkannt, geschätzt, innerlich zufrieden wird er schwer. In ihm schlummert eine tiefe Unzufriedenheit. Er lebt ständig in der unbestimmten Angst, daß er nicht fleißig genug, nicht tüchtig genug, nicht ordentlich genug sein könnte. Solche „Unvollkommenheitsangst“ macht natürlich vor dem geistlichen Leben nicht halt. Leib, Seele, Geist sind eine Einheit. In den drei genannten Bereichen neigt er zum Perfektionismus, der im Extrem auch ins Skrupulöse führen kann. Hinter seiner Angst steckt letzten Endes eine falsche Einstellung zum Leben. Leben heißt: sich wandeln. Vollkommen heißt, sich oft gewandelt haben. Seine Angst vor Unvollkommenheit richtet sich im Grunde gegen jeden Wandel.

4 Zitiert nach: BERNHARD VON CLAIRVAUX: Gotteserfahrung und Weg in die Welt, hrsg. von B. SCHELLENBERGER, Olten 1982, 74.

2. Der „Flutterhafte“

Im Gegensatz zum „Verbissenen“ steht der „Flutterhafte“. Er ist nicht so sehr an der Arbeit interessiert. Sein Leben wird vom Spiel beherrscht. Er liebt die Bühne und den Auftritt, das Theater. Er weiß, wie man sich in Szene setzt. Er haßt jede Festlegung und jedes Müssen. Er sieht nicht ein, daß überhaupt etwas im Leben sein muß. Während die Ursache für das „Verbissene“ in einem stabilen Elternhaus zu suchen ist, ist die Ursache des „Flutterhaften“ in einem labilen Elternhaus zu finden. Es wird in ihm heute bestraft, was man morgen gar nicht bemerkt oder nicht einmal anerkennt, wo das Kind weiter als Kleinkind behandelt wird, wo man sich mit den Fragen und Vorstellungen seines Alters nicht auseinandersetzt, wo man plötzlich für das gerügt wird, für das man vorher gelobt worden ist. Eine typische Angst des „Flutterhaften“ ist möglicherweise seine „Platzangst“. Ein solcher Geistlicher klagte einmal, er könne nur bei offener Sakristeitüre zelebrieren. Seine Angst ist im Grunde ein Protest gegen alles Bleibende. Er tut sich schwer im Durchstehen einer Sache. Er kann sich nicht festlegen und muß sich immer einen Fluchtweg offenhalten. Der „Flutterhafte“ ist, obgleich erwachsen, immer noch auf „Nestflucht“. Die innere Ablösung von seinem elterlichen Zuhause ist noch nicht vollzogen. Indem er nicht von seinen Eltern loskommt, verlangt er oft von anderen, Freunden und Vorgesetzten beispielsweise, daß sie für ihn an Vaters bzw. Mutters Stelle treten und diese so für ihn ersetzen. Im Grunde leidet der „Flutterhafte“ an der Liebe: an seinem grenzenlosen Liebesanspruch gegenüber anderen und an dem „Zuviel“, das er selbst anderen verspricht bzw. gibt, und das er auf Dauer nicht halten kann. Er lebt in einer ständigen Beziehungsüberforderung.

Der „Verbissene“ und der „Flutterhafte“ können gegenseitig viel voneinander lernen: Der „Verbissene“ kann lernen, daß zur Pflicht das Spiel gehört. Was den „Flutterhaften“ auszeichnet, ist seine Wendigkeit und Flexibilität. Er ist nicht dogmatisch. Er ist im allgemeinen kritisch und innovativ. Er kann etwas in Bewegung bringen. In der Durchführung hapert es dann freilich meistens. Im Orden macht ihm die „stabilitas loci“ sehr zu schaffen. Für den Pfarrer ist es die „Residenzpflicht“, worunter er am meisten leidet. Er fühlt sich durch sie sehr angebundnen. Er hält es an keinem Platz lange aus. Er muß immer wieder wechseln. Diözesan- und Ordensleitungen, die personell längerfristig planen möchten, tun sich mit ihm schwer. Er platzt immer gern dazwischen. Der Umgang mit ihm in der geistlichen Begleitung ist nicht leicht. Seiner inneren Instabilität entspricht auch seine äußere Unbeständigkeit. Im Gegensatz zum „Verbissenen“, der sein Begleitungsgespräch jede zweite bzw. vierte Woche beispielsweise fest mit seinen anderen Terminen plant, ist der „Flutterhafte“ einmal da, und dann längere Zeit wieder nicht da, und dann plötzlich wieder so da, daß man seine ganze eigene Terminplanung für ihn opfern sollte. Auffallend ist, daß am Anfang dieses Lebensweges meist nicht nur die Mutter stand, die dem Kind keinen inneren Halt zu geben vermochte, sondern oft auch noch zusätzlich eine Großmutter und eine fromme Tante.

3. Der „Zugeknöpfe“

Menschen mit dieser Struktur wirken auf ihre Umwelt kühl, distanziert und sehr verhalten. Der „Zugeknöpfe“ ist beispielsweise der ideale Kellner. Mit seiner zurückhaltenden Art kann er andere gut bedienen. Eine große innere Beteiligung darf man sich von ihm nicht erwarten. Innerlich wirklich am Schicksal anderer teilnehmen, fällt ihm schwer. Die Ursache dafür ist, daß die kindliche Welt als unheimlich und unzuverlässig, als leer oder aber als überrennend und überschwemmend erlebt wird. So wird es nötig, sich von ihr zurückzunehmen und anstatt sich vertrauend der Welt zuzuwenden, wird ein ganz frühes und tiefes Mißtrauen erworben. Die Kindheit des „Zugeknöpfen“ ist mehr oder weniger beziehungslos. Dies hängt häufig mit einer mangelhaften emotionalen Mutter-Kind-Beziehung zusammen. So wird aus ihm später der Verschlussene, der von den anderen gern als beziehungs-schwierig beschrieben wird. Er kann schwer auf andere zugehen und leidet zugleich unter der Ferne seiner Mitmenschen. Er wird von den anderen oft als stolz und überheblich eingeschätzt, was er im Grunde seines Herzens gar nicht ist. Er leidet an sich selbst im gleichen Maß wie andere an ihm leiden – auch wenn er dies anderen gegenüber schwer zugibt. Weil er andere nicht an sich heranläßt, und weil ihn von seiner Umwelt kaum etwas im Inneren betrifft, ist er in Gefahr, all das, was um ihn herum ist, nicht immer richtig einzuschätzen. Er entwickelt in seinem Inneren gern einen gewissen Freiraum, in dem er sich *seine* Bilder von den anderen und von seiner Umwelt macht. So entsteht in ihm eine sehr rege und reiche Innenwelt, die ihn im Bereich der Kunst (Musik, Dichtung und Literatur, Malerei) Großes leisten läßt. Eine typische Angst des „Zugeknöpfen“ ist seine „Verfolgungsangst“ Er sucht nicht gern die Schuld bei sich und verlagert diese vorzüglich in andere. Er „exkulpiert“ und sieht in den anderen die Bösewichte, die ihm übel wollen und ihm nach dem Leben trachten. Weil der „Zugeknöpfe“ alles nur von seiner Warte aus betrachtet, sieht er es mit Vorliebe durch seine egozentrische Brille. Er neigt zu einsamen Entscheidungen und schwingt sich gerne zum Richter über andere auf.

Der „Zugeknöpfe“ ist von Haus aus ein Eremit. Weil Gefühle der Zuneigung, der Zärtlichkeit uns einander am nächsten kommen lassen, erlebt er zwischenmenschliche Nähe als besonders gefährlich. So erklärt es sich, daß er gerade in solchen Situationen abweisend, ja feindlich wird. Sein Verhalten wird von anderen mit „noli me tangere“ gekennzeichnet. Er bricht unerwartet den Kontakt ab, und zieht sich auf sich selbst zurück. Seine Angst ist letzten Endes Angst vor Hingabe. Aufgrund seiner mangelhaften Nähe und Zuwendung zu anderen ist seine Wahrnehmung zutiefst unsicher und gefährdet. In der Psychologie hat man die Wahrnehmungsweise des „Zugeknöpfen“ gut mit folgendem Bild beschrieben: Man sitzt auf dem Bahnhof in einem Zug; auf dem Nachbargleis steht ebenfalls ein Zug; plötzlich bemerkt man, daß einer der beiden Züge sich bewegt. Da die Züge heute sehr sanft und fast unmerklich anfahren, spürt man keinen Ruck und keine Erschütterung, so daß

man nur den optischen Eindruck einer Bewegung feststellt. Man vermag sich nun nicht gleich zu orientieren, welcher der beiden Züge fährt, bis man an einem feststehenden Gegenstand draußen zu realisieren vermag, daß der eigene Zug noch steht, während der Nachbarzug sich in Bewegung gesetzt hat, oder umgekehrt. Dieses Bild, das jeder von uns aus eigener Erfahrung kennt, kann uns die innere Situation des „Zugeknöpften“, was seine Wahrnehmung betrifft, deutlich machen: Er weiß nie genau, ob das, was er fühlt, denkt, oder sich vorstellt, nur in ihm selber ist, oder auch draußen; ob es nur seine „Einbildung“ ist oder ob es wirklich ist. Die Stärke des „Zugeknöpften“ ist die Kontemplation. Auf andere zuzugehen macht ihm eher Mühe. Er besitzt durchaus die Fähigkeit mitzuleiden, aber er kann es nach außen nicht so zeigen.

4. Die „Opferseele“

Die Fähigkeit, mit anderen mitzuleiden, ist, obgleich sie für das Menschlichste auf der Welt gehalten wird, nicht so selbstverständlich wie man glaubt. Wenn man in das Evangelium hineinsieht, scheint es, sie sei eine Fähigkeit, die sich nur bei Gott und bei Jesus findet. Es fällt auf, wenn wir vom 10. Kapitel des Lukasevangeliums, Vers 33, einmal absehen, daß von niemand sonst in der Heiligen Schrift gesagt wird, daß er Mitleid habe. Dabei ist der Ausdruck hier mit Lk 10,35 zusammenzusehen, wo der barmherzige Samariter zum Wirt sagt: „Sorge für ihn, und wenn du mehr für ihn brauchst, werde ich es dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ „Wenn ich wiederkomme“ kommt jedoch im ganzen Neuen Testament nur vor, wo von der Wiederkunft des Menschensohns die Rede ist. Von Jesus wird erzählt, er wurde von Mitleid ergriffen, als er die Mutter des Toten sah, der aus der Stadt Nain herausgetragen wurde (Lk 7,13). Als er die Volksmassen sah, die wie Schafe waren, die keinen Hirten haben, heißt es, hatte er Mitleid mit ihnen (Mt 9,36; Mk 6,34). Im Gleichnis vom verlorenen Sohn hat der Vater Mitleid, als er den Sohn von weitem kommen sieht (Lk 15,20). Das Mitleiden des Vaters ist sicher auch ein Gleichnis für das Mitleid und das Mitleiden Jesus' selbst.

Jemand, der von Haus aus mit diesen Fähigkeiten ausgestattet ist, kann man als geborenen Seelsorger betrachten. Er ist identisch mit dem Mann aus Samaria, der auf seiner Reise den verwundeten Überfallenen sah und Mitleid mit ihm hatte, der zu ihm hinging, Öl und Wein auf seine Wunden goß und sie verband, wie es im Lukasevangelium, in den Versen 33 und 34 heißt. Wir wollen nicht erörtern, was die Strukturen des Priesters und des Leviten sind, die an dem verwundeten Mann, ohne ihm zu helfen, vorbeigegangen sind. Unsere Aufmerksamkeit gilt dem, von dem das Evangelium sagt, das er „barmherzig zu ihm war“ (Lk 10,37). Wir werden sehen, daß auch diese Prägung schon bis weit in die frühe Kindheit bzw. in die frühkindliche Erziehung zurückreicht. Man findet meist auch eine ganz bestimmte Familiensituation vor. In ihr spielt die Mutter häufig eine dominante Rolle. Der Vater steht mehr im Hintergrund. Die Dominanz der Mutter äußert sich in einem mehr oder we-

niger fordernden Charakter. Dabei müssen die Forderungen gar nicht immer ausgesprochen werden. Die Kommunikationswissenschaft hat uns eindrucksvoll gezeigt, wie man auch nonverbal im Kind eine große Anpassungsbereitschaft fördern kann. Nehmen wir nun noch an, daß die Mutter ihre Forderungen religiös begründet, oder daß sie die Anpassung an ihre Forderungen mittels der Religion belohnt bzw. bei Nichtanpassung entsprechend mittels der Religion bestraft, so werden im Kind, menschlich betrachtet, die zwei Pfeiler Gottes- und Nächstenliebe grundgelegt. Ich weiß, daß das nicht das Ganze der Geistlichen Berufung ist. Es ist das nur vom Menschen her gesehen. Aber heißt von Gott zu reden, nicht immer auch zugleich vom Menschen zu reden? Ich wünschte, es sei mir gelungen, die genannten Strukturen als etwas Natürliches, als etwas, das zur Natur des Menschen grundlegend gehört, darzustellen. Die Eignung und Neigung, sich aus Gottes- und Nächstenliebe für einen geistlichen Beruf zu entscheiden, wurzelt häufig, was zugleich heißt: nicht immer, in der Struktur, die ich als „Opferseele“ bezeichnen möchte.

Wo sie im Herzen eines Menschen grundgelegt wird, und das gilt nicht nur für den Geistlichen Beruf, sondern für den Helfenden Beruf allgemein, ist außer der genannten Erziehung zur Anpassung die Art der Mutter-Kind-Beziehung bedeutungsvoll. Zwei Möglichkeiten sind denkbar: Einmal die Verwöhnung, wo die Mutter, die oft selbst dieser Struktur angehört, aus unbewußter Verlustangst und Lebensängstlichkeit, oder aus Angst vor Liebesverlust, dem Kind jeden Wunsch erfüllt. Sie überschüttet es mit Zärtlichkeit, wagt ihm nichts zuzumuten an gesunden und notwendigen Verzicht. Oft sind es auch noch andere äußere Umstände, die das Kind für sie zum ganzen Lebensinhalt werden lassen. Je älter das Kind wird, um so problematischer wird es für das Kind. Einerseits sieht die Mutter, wie seine Entwicklung vorangeht, und wie es immer selbständiger wird, andererseits spürt sie, daß jetzt Loslassen von ihr gefordert wäre, und daß sie angesichts der großen Opfer über lange Zeit, dies jetzt nicht kann. Es kann aber auch die Mutter-Kind-Beziehung anderer Art sein, nämlich daß sie das Kind, aus welchen Gründen immer, ablehnt, daß sie negative Gefühle gegen es hat, gleichzeitig aber innerlich von sich verlangt, ihm eine gute Mutter zu sein und Schuldgefühle bekommt, weil sie es nicht sein kann. Wenn das schon für die Mutter schwierig ist, so erst recht für das Kind, das die Bemühungen der Mutter spürt, aber dahinter auch den Mangel an echter Liebe, die dahinter sich verbergende Ablehnung erahnt. Das Kind wird so in die Lage gebracht, für etwas dankbar sein zu müssen, was ihm nicht gegeben wird. So kann es dazu kommen, daß es schon sein Dasein als Schuld empfindet, sein Leben als Zumutung erlebt, weil es spürt, daß es für seine Mutter eine Last ist, daß es eigentlich froh sein muß, wenn es geduldet wird.

Eine Ordensschwester, die in einem Priesterseminar beschäftigt ist, soll einmal gesagt haben, sie erkenne sehr schnell, wenn „Neue“ ins Haus kämen, wer davon Priester werde und wer nicht; und sie soll noch hinzugefügt haben, daß sie das schneller heraus habe als der Regens. Was will die Ordensfrau mit ihrer selbstbewußten Äußerung sagen? Doch nichts anderes, als daß es Men-

schen gibt, denen man das Geistliche ganz einfach ansieht. Daß es um eine tiefere Wesensprägung geht, die sich nach noch näherer Auskunft der Ordensschwester darin äußert, wie andächtig einer in der Kapelle ist und wie hilfsbereit einer im Haus zu anderen ist. Wie wir sehen, hat es diese Ordensschwester gar nicht nötig, eine Kriterienliste zu entwickeln. Und sie braucht schon gar nicht von „Pastoraler Kompetenz“ zu sprechen. Mit ihrem einfachen und unverstellten Blick erkennt sie, worum es im Beruf des Priesters geht und worauf es im Beruf des Priesters ankommt: *er soll fromm und sozial sein*. So zeigt sich, ob jemand für einen Geistlichen Beruf begabt ist. Umgekehrt gilt, daß jemand, der „von Haus aus“ nicht gern betet oder Gottesdienst feiert und in seinem Wesen nicht hilfsbereit, ja sogar destruktiv-aggressiv ist, nicht zur ewigen Profeß bzw. zur Priesterweihe zugelassen werden darf. Wenn sich beispielsweise im Rahmen der Vorbereitung in einem Schulpraktikum zeigen sollte, daß mehrere Kinder in Erwartung der betreffenden Religionsstunde über Schlafstörungen klagen oder in Anwesenheit der Praktikantin bzw. des Praktikanten Magenschmerzen bekommen, und wenn dies einer Ordensleitung oder einer Seminarleitung bekannt wird, sollte dies in jedem Fall ein Alarmzeichen sein. Wo die Doppeleigenschaft vorhanden ist, ist zu sehen, daß sie nicht vom Himmel fällt: So wie Jakob's Leiter nicht zwischen Himmel und Erde schwebte, sondern fest auf dem Boden stand (Gen 28,12), so ist unsere Geistliche Berufung und unser Geistlicher Beruf etwas, das nicht in der Luft hängt, sondern tief geerdet ist. Er ist ohne Bezug zum Boden gar nicht denkbar.

Aber es ist nicht nur so, daß die Doppeleigenschaft Gottes- und Nächstenliebe nicht vom Himmel fällt, es ist auch so, daß man diese Doppeleigenschaft nicht aus dem Ärmel schüttelt. Wer sich dieser Struktur zurechnet ist ein geborener Seelsorger. Heißt das auch, daß er ein guter Seelsorger ist? Das heißt es noch nicht. So wie wir bei den anderen Strukturen gesehen haben, hat sie auch ihre eigene Gefährdung. Ich habe darauf hingewiesen, daß am Anfang dieser Struktur meist eine dominante Mutter steht. Die besondere Bedeutung der Mutter für die Wahl des Priesterberufes drückt sich zum Beispiel in der späteren Ehrung als „Priestermutter“ aus. Es ist eine Bezeichnung, die es in Entsprechung zum Vater so eigentlich nicht gibt. So gibt hier die Sprache einen guten Hinweis auf die Sache. Wie gut ein Geistlicher Beruf und das Leben eines bzw. einer Geistlichen gelingt, hängt nach meiner Erfahrung wirklich entscheidend von der Liebesfähigkeit der Mutter ab. In der Psychologie spricht man davon, ob die Liebe der Mutter hinreichend ist. Damit will man darauf hinweisen, wie wichtig das rechte Maß und die rechte Art der Liebe der Mutter zu ihrem Kind ist. Erfährt das Kind die Liebe seiner Mutter unzureichend, wird es in seinem Leben etwas Minderwertiges und Lästiges sehen. Will man am Leben bleiben, gibt es nur einen Weg, nämlich sich in der Welt als übernützlich zu erweisen. So versucht man seine Daseinsschuld schon in diesem Leben abzubüßen. Aufgrund seines Minderwertigkeitsgefühls glaubt man, sich für alles und jedes entschuldigen zu müssen, auch für Dinge, für die man gar nichts kann. Wie man weiß, ist der Einfluß der „Prie-

stermutter“ auf die Gemeinde ihres Sohnes mitunter sehr beträchtlich. Aber nach meiner Beobachtung ist dies auch tiefer zu sehen: So gelungen wie die Beziehung des Geistlichen zu seiner Mutter ist, so gelungen ist meist auch die Leitung seiner Gemeinde. Mit anderen Worten: Der Beziehungsgestalt zwischen Priester und Mutter entspricht die Beziehungsgestalt zwischen Priester und Gemeinde.

Die „Opferseele“ ist nicht extrapunitiv wie der Flatterhafte oder wie der Zuckknöpfte. Sie ist intrapunitiv; sie sucht stets die Schuld bei sich, und sie ist auch bereit, dafür bestraft zu werden. Es spielt auch eine gewisse Neigung zur Sühne und zum Sühnedenken mit herein. Dahinter steckt stets ein zu strenges und ein zu richterliches Gottesbild. Es heißt, daß man vor Gott mehr Angst hat, als daß man ihn liebt. Indem man Gutes tut, sucht man nun, die Schuld des eigenen Daseins wieder gut zu machen. So nimmt sich der Tagesablauf einer echten „Opferseele“ wie Sisyphusarbeit aus. Sie ist von früh bis spät im Dienst und anderen zu Diensten. Sie, die sich selbst niemals einen Wunsch zu äußern traut, um nur niemand lästig zu werden, ist eine Meisterin darin, anderen ihre Wünsche zu erfüllen, und, womöglich noch ehe sie sie selbst bemerken an ihren Augen abzulesen. Auf ihrem Grabstein wird einmal zu stehen kommen, sie sei in ihrem Leben für andere „aufgegangen“. Ob diese Grabinschrift in jedem Falle ehrenvoll ist, bleibt dahingestellt.

Eine Frage der Ideale

Das Epos „Parzifal“ des Wolfram von Eschenbach ist neben Dantes „Göttlicher Komödie“ wahrscheinlich die erhabenste Dichtung des Mittelalters. Es wird in ihr die wichtigste Frage gestellt, die sich der Mensch stellen kann. Es geht um seine ewige Bestimmung. Es ist die Frage, die an Jesus im Lukasevangelium gerichtet wird: „Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“ (Lk 10,25). Parzifal steht für den suchenden, den leidenden und den das Leid im Mitleid überwindenden Menschen überhaupt: Vom schlichten Kinderglauben führt sein verschlungener Weg durch Zweifel, Verirrung und Gottentfremdung zur Erkenntnis Gottes und des Menschen, die sich in der Gottes- und der Nächstenliebe äußern. Was sagt Jesus seinem Gesprächspartner im Lukasevangelium, als er ihn fragt, was er tun soll, um das ewige Leben zu gewinnen? Er antwortet ihm: „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben mit ganzem Herzen, und ganzer Seele, mit all deiner Kraft und all deinen Gedanken, und: Deinen Nächsten sollst du lieben wie dich selbst“ (Lk 10,27). Parzifal wird nach dem frühen Tod seines Vaters von seiner Mutter in der Waldeinsamkeit erzogen. So will sie in ihm jede Lust zu ritterlichen Abenteuern verhindern. Eines Tages, als er im Wald vier strahlenden Artusrittern begegnet, erwacht dennoch in ihm das Gefühl ritterlicher Bestimmung. Er verläßt, von der Mutter in Narrenkleider gehüllt, als „reiner Tor“ den Wald, kommt an den Hof des Königs Artus, dann zu einem Ritter, der ihm höfischen Lebensstil beibringt. Er gewinnt auch die Hand der Königstochter. Auf der Suche nach seiner Mutter gerät er auf die Gralsburg. Ihren

todwunden König Amfortas kann nur die mitleidvolle Frage nach seinem Leiden heilen. In allzu äußerlicher Beachtung der ritterlichen Anstandsregeln unterläßt er diese Frage. Er wird wegen Herzlosigkeit von der Gralsburg und aus der Tafelrunde verstoßen und beginnt seine Irrfahrt nach dem Gral. Nach fünf Jahren kommt er am Karfreitag zu einem Einsiedler. Dieser belehrt ihn über seine Verirrung. Er klärt ihn darüber auf, wie wichtig es ist, daß man Mitleid haben und Mitleid äußern kann. Daß man mit seinem Verstand, mit seinem Herzen und mit seinem Willen beim Leiden des anderen sein kann.

Die Opfersseele kennt von Haus aus die Not des Parzifal nicht. Sie ist ein Naturtalent im mit anderen Fühlen und im mit anderen Leiden. Ihre Gefährdung kommt mehr von dem Extrem her, daß sie ihr Selbstwertgefühl zu sehr von anderen her aufbaut. Sie ist von Haus aus zum Dienen geboren. Ihre geistliche Hauptaufgabe ist darauf zu achten, daß dabei ihr Selbst nicht auf der Strecke bleibt. So hat sie sich permanent zu fragen: Wem dient mein Dienen eigentlich? Im zweiten Hochgebet der Eucharistiefeier heißt es: „Allmächtiger Gott, wir danken dir, daß du uns berufen hast vor dir zu stehen und dir zu dienen.“ Auf die Situation der „Opfersseele“ übersetzt, bedeutet das, vor wem stehe ich in meinem Dienst? Vor Gott oder vor dem bzw. den Menschen, dem bzw. denen ich diene? Ihre Gefährdung ist, daß sie die nötige Distanz zu ihrer Arbeit und zu anderen verliert. Was für den „Zugeknöpften“ die gefährliche Ferne ist, ist für die „Opfersseele“ in ihrer Arbeit eher gefährliche Nähe. So kann der Hilfesuchende, ohne daß es der Helfer möchte, zum Objekt werden. Er kann zum Ersatz für das eigene Selbst werden. Jeder, der im helfenden Beruf tätig ist, weiß von dieser Versuchung, in der die wahre Nächstenliebe allzu leicht zur Ware werden kann. Der Nächste kann zum Fluchtobjekt werden, das der Aufarbeitung der eigenen Probleme dient. Jedoch ist dies nicht das Problem des geistlichen Berufs allein. Es ist sein Problem, insofern er ein helfender Beruf ist und so auch zu den sogenannten „hilflosen Helfern“ zählt.

Der Präsident der Amerikanischen Akademie für Psychotherapeuten soll einmal gesagt haben: „Als ich 1943 zum erstenmal an einem Psychiater-Kongreß teilnahm, fand ich dort die größte Ansammlung von Käuzen, Neurotikern und Psychopathen, die ich außerhalb einer Heilanstalt je gesehen hatte. Das war auch nicht anders zu erwarten. Nur der wird Psychotherapeut, den der emotionale Hunger dazu treibt.“ Man weist gelegentlich auch gern auf die hohe Suizidrate der Seelenärzte hin und sagt, daß sie sich unbewußt der Heilung ihrer Patienten widersetzen, da sie sie aus ihrem Machtbereich entlassen müßten. Im übrigen ist die Figur des „kranken Heilers“ bzw. des „verwundeten Arztes“ ja bereits den Alten vertraut gewesen. In der griechischen Mythologie ist es der von Herakles durch einen giftigen Pfeil verwundete Zentaur Cheiron, von dem Asklepios die Medizin erlernt.⁵ Was ist dazu zu sa-

5 Vgl. Wolfgang SCHMIDBAUER, *Die hilflosen Helfer*. Über die seelische Problematik der helfenden Berufe, Reinbek b. Hamburg 1977 und DERS., *Helfen als Beruf*, Die Ware Nächstenliebe, Reinbek b. Hamburg 1983.

gen? In der medizinischen Psychologie gibt es eine wichtige Unterscheidung, und zwar zwischen „Depression“ und „Depressivität“. Unsere „Opferseele“ würde dabei nach allem, was gesagt wurde, der „Depressivität“ entsprechen. Sie ist eine Veranlagung, die man von Haus aus mitbekommt. Ich möchte sogar sagen: die man geschenkt bekommt. Sie kann ein großes Kapital für das spätere Leben sein. Geht man mit ihr jedoch nicht richtig um, kann sie zur Hypothek werden. So kann aus ihr heraus durchaus eine Depression entstehen. Die Berufsgruppe der Psychologen und Psychotherapeuten kenne ich zu wenig als daß ich darüber ein qualifiziertes Urteil abgeben könnte. Was ich von der Erfahrung her recht gut zu kennen glaube, ist der Geistliche Beruf, und da wiederum der Priesterberuf. Ich bin von meiner Tätigkeit her sehr oft auf Treffen von Geistlichen. Es ist sicher mancher Kauz, Neurotiker und Psychopath darunter. Aufs Ganze betrachtet sind sie aber doch sehr wenig. Ich frage mich, ob das nicht mit dem Unterscheidenden zu anderen helfenden Berufen zusammenhängt?

Das Geistliche fordert zu einem besonderen Umgang mit seinen Veranlagungen, oder sagen wir es biblisch: mit seinen „Talenten“, heraus. Ich mache in der Tat die Erfahrung, daß die geistliche Begleitung ein gutes „Instrument“ sein kann, das dem Einzelnen hilft, mit den Gefährdungen, die seiner besonderen Struktur innewohnen, richtig umzugehen. Auch wenn man in diesem Bereich willensmäßig viel tun kann, geschieht das Entscheidendere wohl in der Änderung der Einstellung, der Einstellung zum Leben, zu sich selbst, zum Anderen, und nicht zuletzt natürlich zu Gott. Es geht darum, wie das paulinische „allen alles sein“ (1 Kor 9, 22), richtig zu verstehen ist. Es bedeutet nicht, allen alles recht zu machen. Es bedeutet nicht, mit heraushängender Zunge allen nachlaufen zu müssen, um eine pastorale Daseinsberechtigung zu haben. In der psychotischen Form der Erkrankung kann eine solche Einstellung zu einem ausgeprägten All-Schuldwahn führen, wo der Einzelne zum Beispiel glaubt, einen Krieg ausgelöst zu haben und ähnliches.

Was man sich bei der Motivation von geistlichen Berufen immer wieder fragt, ist: Entscheiden sich Jugendliche für einen geistlichen Beruf aufgrund dessen, was sie sind, oder vielmehr aufgrund dessen, was sie sein wollen? Wie empirische Untersuchungen belegt haben, idealisieren Jugendliche den Beruf zu dem Zeitpunkt, wo sie sich für ihn entscheiden. Es ist also zu erwarten, daß ein solchermaßen idealisierter Beruf ein ganzes Leben lang nicht ausgeübt und gelebt werden kann. Eine realistische Einstellung zum Beruf, zur geistlichen Berufung, zum Leben überhaupt, ist somit die Chance der Lebenskrise um die Lebensmitte. In der Sprache der Psychologie würde man sagen, daß die Entscheidung für den geistlichen Beruf, in der altersgemäß das Ideal-Ich dominiert und das Real-Ich „zu kurz kommt“, auf die Realität des Lebens neu einzustellen ist. Daß der Mangel an Objektivität jetzt ausgeglichen wird, und daß sich letztlich der Einzelne den Fragen stellt: Worum geht es mir bei meinem geistlichen Beruf? Welchen Werten diene ich in meinem geistlichen Beruf? Dienen meine Ich-Ideale der Verwirklichung innerer Werte oder geht es mir nur um die Erfüllung äußerer Werte? Oder anders ge-

sagt: Worum geht es mir in meinem geistlichen Beruf mehr: um Haben oder Sein? Für den Umgang von Verantwortlichen in Diözesanleitungen oder Ordensgemeinschaften mit den Einzelnen erscheint es wichtig, diese Lebenskrise in der Lebensmitte (und nicht nur darin) als eine große menschliche und geistliche Chance für den Einzelnen zu sehen. Sie hat für den Einzelnen wie für die Gemeinschaft einer Diözese oder eines Ordens eine große kairologische Bedeutung. Depressive Symptome müssen gar nicht offenkundig in die Augen springen. Oft äußert sich die Krise schon im Ruf nach einem „Sabbatjahr“ oder in wiederholten Klagen wie „Man müßte einmal ganz raus können!“ oder „Ich bräuchte einfach einmal eine längere Zeit für mich!“. Oft will der Einzelne am Ende einer solchen Phase, die für seinen geistlichen Beruf einen großen Aufbruch und Durchbruch bedeutete, den inneren durch einen äußeren Neuanfang besiegeln. Die Bewerbung um eine andere Pfarrei oder die Bitte an die Oberen um Versetzung auf einen anderen Posten kann ein Ausdruck davon sein. Es ist wie beim Blinden, den Jesus bei Betsaida heilt. Als er geheilt war, sagte Jesus zu ihm: „Geh nicht mehr in das Dorf hinein!“ (Mk 8,26).

Im Jahr 1985 erschien in „*Stimmen der Zeit*“ ein Aufsatz von Edda Weiß mit dem Titel „Der Neurotisch-Depressive“.⁶ In ihrer Schilderung der Persönlichkeitsentwicklung des Depressiven stellt sie u. a. folgende vier Merkmale heraus:

- 1 Die Depressiven gehören nicht der gesellschaftlichen Alltagswelt an, der Welt der Triebe und der Wunscherfüllung, sondern der Welt des Geistigen und des Verzichts.
- 2 Eine konsequente ethische Orientierung wirkt klärend auf die Persönlichkeit; sie ordnet und zentriert das wahre Selbst im wahren Gewissen.
- 3 Persönlichkeitsaufbauende und stabile Vorstellungen von sich selbst und einer guten Bezugsperson gewinnen viele Depressive weniger aus der Beziehung zu Menschen als aus der Beziehung zu Gott.
- 4 In der Existenz der Depressiven wird sichtbar, daß der Mensch zwischen zwei Welten gestellt ist: zwischen die irritierende und in sich widersprüchliche Welt der Menschen und die Welt des wahren Selbst, zu der die ethisch orientierte, selbstkritische Vernunft und der Glaube an Gott gehören.

Schließen wir von diesem empirischen Befund aus der psychotherapeutischen Praxis zurück auf unseren geistlichen Beruf; ja, mehr noch: Fragen wir uns: Finden wir uns in dieser Persönlichkeitsschilderung nicht wieder? Und finden wir uns darin nicht gerne wieder? Möchten wir nicht sogar so sein, wie die Psychotherapeutin den Depressiven schildert? Natürlich möchten wir so sein! Das Ideal vom geistlichen Beruf hat seine Wurzel in der Struktur der „Opferseele“, die man in der psychologischen Fachsprache als Depressivität bezeichnet. Sie ist sein besonderer theologischer Ort. In ihm beginnt Gott das gute Werk seiner geistlichen Berufung (Phil 1,6). Nachfolge hat also eine Ten-

6 Vgl. Edda WEISS, *Der Neurotisch-Depressive*, in: *Stimmen der Zeit*, 203 (1985) 477–488.

denz zur Depressivität. Als Veranlagung ist sie jedoch nicht als Verhängnis aufzufassen. Ihr Kennzeichen ist eine große *Ambivalenz*. Sie ist Kapital und Hypothek in einem. Entscheidend ist, wie ich als Geistlicher bzw. als Geistliche damit umgehe, mehr noch, wie „von oben“, also von der Kirchenleitung, von Diözesan- und Ordensleitungen, konzeptuell damit umgegangen wird. Insbesondere denke ich hier an die Vorbereitung auf den geistlichen Beruf im Priesterseminar, im Noviziat und im Juniorat der Ordensgemeinschaften. Es gilt dies erstrangig für die Frage, was man für Ideale den jungen Menschen als erstrebenswert angibt und wie erstrebbar diese für die Betroffenen dann wirklich sind. Zum Wesen des Ideals gehört es, daß es überhöht ist. Daß es also höher ist, als wo man gerade steht. Ist es jedoch zu hoch, führt es notwendig in die Niedergeschlagenheit und Depression. Wie Edda Weiß, von ihrer psychotherapeutischen Erfahrung herkommend, richtig feststellt, gehört zum Wesen der Depressivität schließlich die *Transzendenz*, der Glaube an Gott und die Beziehung zu Gott. Dieses Merkmal ist ja nun wiederum die Mitte des geistlichen Berufs. In der christlichen Spiritualität gibt es dafür ein altes und schönes Wort, das auf den biographischen Zusammenhang dieser religiösen Grunderfahrung hinweist. Ich meine das Wort „*familiaritas (cum deo)*“.

Anfällige Lebenszeiten

Wenn man auf die hohe Suizidrate der Seelenärzte hinweist, so trifft diese Feststellung nach meiner Erfahrung im geistlichen Beruf nicht zu. Seit ich 1984 mit meiner Aufgabe begonnen habe, habe ich von einem Suizid erfahren, der wie sich herausstellte, ein ausgesprochener Bilanzsuizid gewesen ist. Es ist der einzige Suizid in diesen sechs Jahren in der mir seelsorglich anvertrauten Gruppe der Geistlichen. Vom „Bilanzsuizid“ spricht man im Zusammenhang mit der sogenannten „Krise des Lebensabstiegs“, wenn die erreichte Ebene nicht mehr zu halten ist. In dieser Zeit kann es verständlicherweise zur seelischen Erschütterung und Verstimmung kommen. Es wird aufgerechnet, was man bisher alles geleistet und gewirkt hat. Zugleich spürt man, daß das bisherige Leistungsniveau nicht mehr zu halten ist. Wer sich in seinem bisherigen Leben nur von seiner Leistung her verstanden hat, ist in einer solchen Krisenzeit besonders für Krankheit(en) anfällig. Im Extrem kann der Einzelne im Tod das einzige Modell einer Lebenssteigerung erblicken. Außer der „Krise des Lebensabstiegs“ ist die sogenannte „Krise der Lebenshöhe“ ein besonders gefährdeter Einschnitt im menschlichen Leben. Unser Leben verläuft ja nicht linear. Es gibt darin Höhen und Tiefen. In der „Krise der Lebenshöhe“ knickt der berufliche Aufstieg in die Horizontale um, die jetzt gehalten werden muß. Vorausgegangen ist meistens schon die „Krise der Lebensmitte“, wo eine vorübergehende leib-seelische Erschütterung nicht selten ist. Alle diese Zeiten enthalten aber auch die Möglichkeit des Aufbruchs und des Durchbruchs, wo man wieder neu „voran“ kommt und wo man wieder an Höhe gewinnt.

In solchen „Episoden“ erfahren wir, daß wir unser eigentliches Selbst noch nicht gefunden haben. Wir erleben, daß wir immer neu unterwegs sind, daß wir noch nicht „wir selbst“, sondern uns selbst immer neu aufgegeben sind. Oder um es im Bild der „Stufen“ im gleichnamigen Gedicht von Hermann Hesse zu sagen: das Hintersichlassen einer Stufe wird immer auch als Verrlust erlebt. Und Verlusterfahrung ist Schmerzerfahrung. Im Verlust und im Schmerz erfahren wir unsere Abschiedlichkeit. Sie äußert sich im Festhaltenwollen am Vertrauten und zugleich im Gedrängtsein zum Neuen, Unsicheren und Fremden. Ein Geistlicher schrieb mir einmal in einem Brief, wie er sich gegenwärtig fühlt: „... ich bin nicht sicher, wo ich am Ende stehen werde; ich erfahre mich so, als stünde ich wieder vor einer neuen Stufe, die ich hinaufgehen soll; ich bin aber sehr unsicher im Gehen; ich traue mir gegenwärtig einfach selber nicht, und ich traue mir in meiner Arbeit gar nichts zu; ich habe manchmal nicht die Kraft, einen Fuß vor den anderen zu setzen; und was wird am Ende der Stufen sein? Dieser Gedanke macht mir schrecklich Angst.“

Insbesondere die „Krise um die Lebensmitte“ trägt gerne „depressive Züge“, hat aber mit der Krankheit „Depression“ im Grunde nichts zu tun. Sie ist eine Motivationskrise. Man stellt seine Berufung in Frage und hinterfragt die Motive, warum man Geistlicher geworden ist. Man stellt fest, daß sehr endliche Motive eine Rolle spielten, und man glaubt nun, keinen geistlichen Beruf zu haben. Die große Entdeckung, die der Einzelne in dieser Krise machen darf, ist: Meine Berufungsgeschichte ist meine Lebensgeschichte. Was bisher war, darf sein. Es war nicht umsonst. Es war mein Weg. Man findet zwar in dieser Krise oft die typischen Merkmale, die in der modernen Medizin und Psychologie für Depression genannt werden: Niedergeschlagenheit, Gequältheit, die oft mit Ängstlichkeit getönt ist, Lustlosigkeit und Gleichgültigkeit. Der Einzelne erlebt sich in seinem Antrieb gehemmt oder gelähmt, oder auch erregt und rastlos hin und her getrieben. Das Denken, das Verhalten und die körperlichen Funktionen können davon betroffen sein. Auffallend ist meist auch eine Verlassenheits- und Versagensangst, ein Hadern mit Gott und mit der Welt.

Die Krise um die Lebensmitte ist eine besondere Reifungszeit.⁷ C. G. Jung hat schon 1931 in einer Abhandlung zum Thema „Lebenswende“ darauf hingewiesen, daß sich diese Lebenskrise, die sich oft auch in somatischen Erkrankungen äußert, vor allem in der Lebensmitte anbahnt. 1979 hat der bekannte Narzißmusforscher H. Kohut darauf aufmerksam gemacht, daß es in der Lebenskurve des Selbst einen kritischen Punkt in der Lebensmitte gebe, an dem sich die „Heilung des Selbst“ entscheide, und wo die entscheidende Prüfung stattfinde, ob die vorausliegende Entwicklung gelungen oder mißlungen war. Im Grunde überrascht der Zeitpunkt nicht: die Lebenskurve nähert

7 Vgl. dazu und zu den folgenden Gedanken Jürg WUNDERLI, *Sag ja zu dir*. Vom tragischen zum positiven Narzißmus, Olten u. Freiburg i. Br. 1983; entsprechende Literaturhinweise 150ff.

sich biologisch der endgültigen Abwärtsbewegung. Die Zeit der Expansion geht vorüber. Die Leistungskraft läßt sich nicht mehr steigern. Mit einem Wort: die Grenzen des Lebens werden sichtbar. Damit die Hinfälligkeit des Lebens, seine Endlichkeit, seine Vergänglichkeit. All diese erfahren, oder treffender gesagt: erleiden wir als Verlust. Und Verlust bedeutet immer Trauer. Auch das Trauern um sich selbst ist etwas, was in dieser Krise oftmals erst zu entdecken und zu lernen ist. Trauer ist nach S. Freud („Trauer und Melancholie“, 1917) die Reaktion auf den Verlust einer geliebten Person oder einer an ihre Stelle gerückten Abstraktion (z. B. eines Ideals). Im Trauern gewinnt der Mensch allmählich Abstand vom geliebten Objekt; er verarbeitet in der sog. „Trauerarbeit“ (ein Ausdruck, der ebenfalls aus der erwähnten Arbeit S. Freuds stammt) den Objektverlust als Ergebnis eines aktiven, inneren Geschehens. „Trauerarbeit“ heißt also, täglich den Verlust neu durchzutauern, zu weinen, und sich wieder zu trösten, und allmählich mit der schmerzlichen Realität einverstanden zu werden. Damit ist die Herausforderung, die Chance und das Ziel der Krise in der Lebensmitte abzugeben.

Die dunkle Nacht

Von der Depression und von der Depressivität ist noch etwas anderes zu unterscheiden, das aber durchaus mit ihnen in Verbindung steht. Ich denke an das, was man in der Geschichte unserer Spiritualität als „dunkle Nacht“ bezeichnet. Sie ist ein Terminus technicus der Mystik. Aus alttestamentlichen Schriftstellern entwickelte Philon von Alexandrien die Meinung, es sei eine gewisse Verdunklung des Geistes nötig, um Gott in Prophetie und Ekstase wahrnehmen zu können. Tertullian schreibt von der „obumbratio mentis“ und meint damit eine exaltierte Form der Begegnung mit Gott. Auch die Kirchenväter beschäftigten sich damit. Wie man das innere gnadenhafte Dunkel erlebte, teilte man im Altertum nicht mit. Die erste Darstellung der „dunklen Nacht“ gab Johannes vom Kreuz. Er unterschied die „aktive Nacht“, die dem eigenen Bemühen erwuchs, und die „passive Nacht“, die ihm auferlegt wurde. Der Zweck beider Nächte ist innere Leere und Läuterung. Ihr Ziel ist die Vereinigung mit Gott. Die Geschichte der christlichen Mystik zeigt jedenfalls, die „dunkle Nacht“ hat mit der Tiefe, mit dem Einsatz und mit der ganzen Person des Menschen zu tun. Der Begriff „dunkle Nacht“ stammt von Johannes vom Kreuz. Die Kleine Therese hat ihn von Johannes vom Kreuz übernommen. Sie hat ihn in eigene Bilder übersetzt, die über ihr Wesen guten Aufschluß geben können. Doch darüber noch später. Während die Depression im klinischen Sinn eine wissenschaftlich und empirisch beschreibbare Sache ist, entzieht sich die „dunkle Nacht“ einer solchen Festlegung oder Untersuchung. Sie ist ein Teil bzw. eine Weise der Anrede Gottes an einen bestimmten Menschen. Sie ist Teil der Berufungsgeschichte eines Einzelnen, in dem Gott einen Menschen „bei seinem Namen“ ruft. Sie ist also ein Wegstück seines Lebens mit Gott. Es nützt nicht viel und führt nicht weiter nach dem Warum und Woher zu fragen. Entscheidend ist das Wozu.

Die Kleine Therese

Es ist gut, wenn wir uns die „dunkle Nacht“ im Ganzen eines Menschenlebens einmal anschauen. Sind wir nicht manchmal in Gefahr, unsere Heiligen in eine zu unirdische Höhe zu heben? Übersehen wir nicht gerne das „irdene Gefäß“, das den Schatz ihrer geistlichen Berufung birgt? (vgl. 2 Kor 4,7). Wer war die Kleine Therese als Mensch? Sie war ein verwöhntes Kind. Wenn sie beim Eintritt in die Schule schreibt: „Die arme kleine Blume war gewöhnt gewesen, ihre schwachen Wurzeln in ein auserwähltes, eigens für sie gemachtes Erdreich zu senken, so erschien es ihr jetzt hart, sich unter Blumen jeglicher Art zu sehen, mit oft recht unartigen Wurzeln, und genötigt zu sein, aus einem gewöhnlichen Boden, den für ihr Dasein nötigen Saft zu ziehen“, so zeugt dieser Ausspruch von einer großen Realitätsblindheit. Sie hatte doch ihre Schwester Celine bei sich. Sie hatte einen großen Rückhalt in ihrer Familie. Und auch wenn sie von den „fünf traurigsten Jahren ihrer Pensionatszeit“ schreibt, erwähnt sie immer noch, daß sie „stets die Erste der Klasse und bei allen Klosterfrauen beliebt“ war. So schlimm kann es doch also wirklich nie gewesen sein. Therese war von Kindheit an verhätschelt worden, insbesondere durch ihren Vater. Nicht zuletzt so entstand ihr sehr zartes leib-seelisches-geistiges Gefüge, das den Keim einer ständigen gesundheitlichen Bedrohung mit einer inneren, unverwüstlichen Kraft verband.

Es war Thereses Tragik, zunächst nur durch die Blutsbande hindurch lieben zu können und sich geliebt zu wissen. Und da auch nur in der Rolle der Jüngsten als der Geliebtesten. Mit Gleichaltrigen kam sie schwer oder gar nicht zurecht; ebenso mit Menschen, die ein anderes Maß anlegten als die Familie. Es gilt für sie bestimmt die lebenslange Identitätskrise des homo religiosus, von der Erik H. Erikson berichtet. Auch war Therese „älter“ als die Gleichaltrigen. Sie erwartete eine andere, eine tiefere, eine differenziertere Liebe als diese geben konnten – und wollten. Therese erfährt so etwas wie „Verwerfung“ durch die Nicht-Familie. „War denn nicht Jesus mein einziger Freund? . . . Nur mit ihm wußte ich zu reden.“ Es wurde ihr aber leicht zu glauben, daß Jesus sie – wie ein Glied seiner Familie – liebte, erwartete sie doch an „den Gestaden der Ewigkeit endlich für immer das wahre, das ewige Familienleben zu kosten“. Solche Vorstellungen sind heute nicht mehr möglich, aber auch bei Therese bedeuteten sie die noch nicht ganz vollzogene Abnabelung. „Wiedervereinigung der Familie im himmlischen Vaterhaus“ ist für sie Reich Gottes.

Wenn man verstehen will, was Therese „Finsternisse“ nennt, muß man diesen biographischen Hintergrund mitschauen. In der schweren leib-seelischen-geistigen Qual ihrer letzten Monate entringt sich ihr hin und wieder ein andeutendes Geständnis: „O, wenn Sie wüßten . . .“ lüftet sie kurz den Schleier über ihrer „dunklen Nacht“. Sonst gilt für sie: „Ich bemühe mich in der Gnade Gottes, niemals andere mit den Prüfungen zu belasten, die Gott mir zu schicken für gut hält.“ Zum Ende ihres Lebens kann Therese schreiben: „O, wenn die Prüfung, die ich seit einem Jahr erdulde, offen zutage träte, wie würde

man sich verwundern!“ Zuvor hatte Therese „einen so lebendigen, so klaren Glauben, daß der Gedanke an den Himmel mein ganzes Glück ausmachte“. Dann aber heißt es: „Er ließ zu, daß dichteste Finsternisse in meine Seele eindringen und der mir so süße Gedanke an den Himmel bloß noch ein Anlaß zu Kampf und Qual war . . . Man muß durch diesen dunklen Tunnel gewandert sein, um zu wissen, wie finster er ist.“ Oder: „Deine Liebe umsorgte mich seit meiner Kindheit, sie wuchs mit mir heran und nun ist sie ein Abgrund, dessen Tiefe ich nicht auszuloten vermag. Liebe zieht Liebe an, darum, mein Jesus, stürzt die meine dir entgegen, möchte den Abgrund, der sie anzieht, ausfüllen, aber ach! . . . um dich zu lieben, wie du mich liebst, muß ich mir deine eigene Liebe ausleihen. . .“ Therese lebt zuletzt nur noch von „Angezogenwerden“. Sie schreibt: „Ich bitte Jesus, mich in die Flamme seiner Liebe hineinzuziehen. . .“ Liebe wird für sie das einzige, das ihr auch ihre Finsternis erschließt: „Als einzige Gnade ersehne ich, daß die Liebe es (das Leben) zerbreche.“⁸

Ein Erlebnistraum

Es wurde schon gesagt: Die „dunkle Nacht“ ist eine Weise, wie sich Gott einem bestimmten Menschen zeigt. Bei Einzelexerzitien hatte ich einmal einen jungen Mann in geistlicher Begleitung. Er war in einer starken Glaubenskrisen und erinnerte mich sehr stark an das, was Johannes vom Kreuz in seinen Schriften über die „dunkle Nacht“ berichtet. Die geistliche Verwandtschaft zwischen beiden fiel richtig auf. Eines Tages sagte er mir, daß ich noch etwas von ihm wissen sollte. Er fragte mich, ob mir bekannt sei, was ein Erlebnistraum sei. Als ich mit dem Kopf schüttelte, erzählte er folgende Begebenheit: Er ist mit drei Freunden auf einer Urlaubsreise. An einem Abend gehen zwei seiner Freunde miteinander aus. Er und der dritte Reisegefährte unterhalten sich allein auf der Terrasse des Hauses, wo sie übernachteten. Der andere fragt ihn: Hast du einmal einen Traum gehabt, der dein Leben in eine ganz bestimmte Richtung führte? Er sagte zu mir: „Ich habe zu meinem Freund ‚ja‘ gesagt, obwohl ich nicht wußte, warum ich das gesagt habe. Ich wußte von keinem solchen Traum. Trotzdem begann ich zu erzählen. Ich schilderte ihm lebhaft und lebendig einen Traum, den ich vorher nie geträumt habe. Ich sah Jesus in einer ganz leuchtenden Gestalt und er sagte zu mir ein Wort, das für mein weiteres Leben richtungweisend werden sollte. Nachdem ich meinem Freund diesen Traum erzählt hatte, zitterte ich am ganzen Körper und mich befahl eine ungeheure Angst. Ich wußte nicht, wie ich dieses Erlebnis einordnen sollte. Ich dachte mir: ‚Mensch, was war das jetzt? Bist du vielleicht ausgeklickt?‘“ Es belastete ihn furchtbar, daß er mit niemand darüber sprechen konnte, auch nicht mit seinen Eltern. Der Traum, und das Wort, das Jesus an ihn darin gerichtet hat, wurde für ihn zur Wegweisung seines Lebens.

8 Vgl. THERESE VOM KINDE JESUS, *Selbstbiographische Schriften*. Authentischer Text, Einsiedeln 1958, 211ff.

Er sagte, er könne nie mehr hinter diese Erfahrung zurück. Sie leitete eine große Wandlung in seinem Innern ein. Abschließend sagte er zu mir: „Jetzt verstehen Sie mich wahrscheinlich besser.“ Ich nickte und antwortete: „Ja, ich glaube, Du bist ein Mystiker und Du hast etwas erfahren, was große Christen, und nicht nur sie erfahren haben“. Er fragte mich, ob ich selber auch so eine Erfahrung in meinem Leben gemacht hätte. Ich antwortete ihm: „Nein. Ich weiß jedoch aus der geistlichen Literatur, daß es solche Erfahrungen gibt. Ich hatte sogar Angst davor, so eine Erfahrung zu machen. Es hätte mich sehr belastet, darüber mit niemandem sprechen zu können, weil man mir vielleicht nicht geglaubt hätte. Aber“, sagte ich, „diese Angst habe ich von jetzt an nicht mehr. Du hast sie mir genommen. Jetzt hätte ich ja jemand, dem ich es anvertrauen könnte.“

Gott hat schon Methode

Gott geht offenkundig bei der Geistlichen Berufung mit jedem Menschen seinen eigenen Weg. Er holt ihn dabei am Anfang seiner Lebensgeschichte ab. Ein Geistlicher Beruf fällt also nicht vom Himmel, sondern er wächst am Baum des Lebens eines ganz bestimmten Menschen. Wird so, was ein Geistlicher Beruf ist, nicht zu sehr vermenschlicht? Ist es nicht schrecklich, daß er so etwas Irdisches auch mit Versagen und Schuld Belastetes sein soll? Doch drehen wir einmal den Spieß herum und fragen uns: Warum soll er es nicht sein? Gewiß, Gott hätte es anders „machen“ können. Und er könnte es anders „machen“. Aber scheint es nicht Methode von ihm zu sein, daß er es gerade so und nicht anders „macht“? Bei der Fleischwerdung seines Sohnes hat er es jedenfalls ebenso gemacht. Am Anfang des Neuen Testaments steht der Mensch Jesus, der aus der Geschichte der Menschen kommt. Von den vier Evangelien ist es besonders das Matthäusevangelium, das mit seinem Stammbaum behutsam die Geschichte Jesu in das Geheimnis Jesu Christi überführt: Mt 1,1–17. Was will die lange und verworrene Darstellung der Geschichte Jesu sagen? Sie will deutlich machen, daß das Leben Jesu nicht einfach vom Himmel herabgefallen ist, sondern am Baum einer langen Geschichte gewachsen ist. Was ist es für ein Boden, den sich Gott zu seiner Menschwerdung ausersah? Es ist ein hundsgewöhnlicher Boden, auch Niedrigkeit, Nichtigkeit und Schuld sind darauf gewachsen. Wurde nicht gerade so dieser Boden zum Zeichen? *Caro cardo salutis!* Fällt nicht die Menschlichkeit in unserem Beruf wie in keinem anderen mit seiner Geistlichkeit zusammen? Ist dies nicht seine besondere christliche Qualität. Ist Menschlichkeit also nicht die Tür zum Heil? Es ist mir einmal mehr zufällig aufgegangen, daß das kleine lateinische Wort „*humilis*“ wörtlich genommen bedeutet „bodennah“. Wir übersetzen es meistens mit „demütig“. Die größte Demut, die von uns verlangt ist, wäre demnach unsere „Bodennähe“: Daß wir uns trauen, unseren eigenen Boden anzuschauen, ihn anzunehmen und mit ihm recht umzugehen. Insofern wir es im Glauben tun, werden wir dadurch nicht traurig und niedergedrückt, sondern im Innern froh und aufgerichtet, denn... „So wird deutlich, daß das Übermaß der Kraft von Gott und nicht von uns kommt“ (2 Kor 4,7).